

ELIAS J. CONNOR
Sweetie Willow



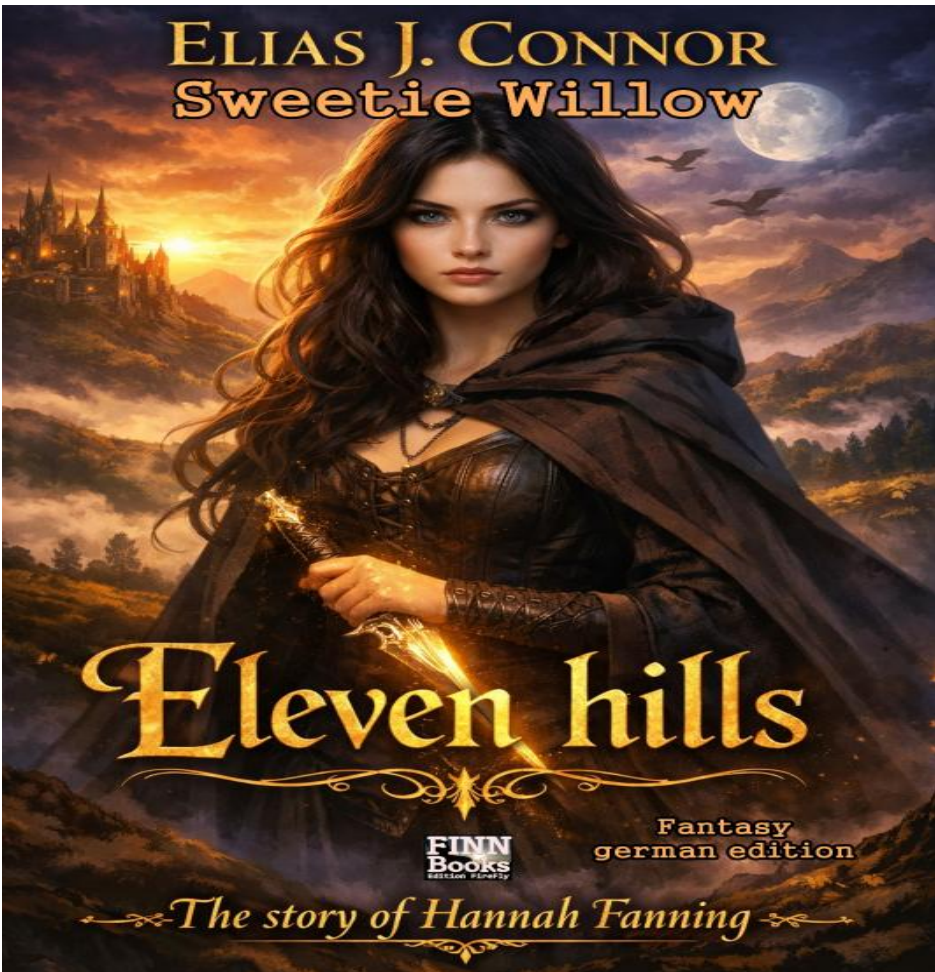
Eleven hills

FINN
Books
edition Fantasy

Fantasy
german edition

— The story of Hannah Fanning —

ELIAS J. CONNOR
Sweetie Willow



Eleven hills

FINN
Books
THE NEW FANTASY

Fantasy
german edition

The story of Hannah Fanning

Elias J. Connor

Eleven hills (deutsche Version)

ELEVEN HILLS, der erste Band der Reihe THE STORY OF HANNAH FANNING, ist eine düstere Dark-Fantasy-Geschichte über Erinnerung und Identität, über Liebe als Stärke und Schwäche zugleich – und über den Mut, eine Welt nicht zu beherrschen, sondern neu zu denken.

Widmung

Für meine Freundin.

Deine Träume bereichern mein Leben.

Tag für Tag, Jahr für Jahr.

Ich bin glücklich, an deiner Seite sein zu dürfen.

Elias

Impressum

FINN Books Edition FireFly

c/o Elias J. Connor

Bahnhofstraße 10

50169 Kerpen/Germany

Autor: Elias J. Connor

Verlag: FINN Books Edition FireFly

Lektorat: FINN Books Edition FireFly

Korrektorat: FINN Books Edition FireFly

Bei diesem Werk wurde partiell an manchen Sätzen und Absätzen das KI-Modell ChatGPT eingesetzt, jedoch nur an einigen Passagen, um einige Sätze oder Absätze zu verbessern. Für das Cover wurde das KI-Modell Dall-E verwendet. Das Urheberrecht liegt zu 100% bei Elias J. Connor.

Die Bücher der Fantasy- Reihe THE STORY OF HANNAH FANNING

ELEVEN HILLS

(The story of Hannah Fanning - Buch 1)

ELEVEN SEAS

(The story of Hannah Fanning - Buch 2)

ELEVEN TEMPLES

(The story of Hannah Fanning - Buch 3)

ELEVEN NIGHTS

(The story of Hannah Fanning - Buch 4)

Kapitel 1 - Ankunft in Los Angeles

Ich steige aus dem Auto, und für einen Augenblick steht die Welt still – nicht so, wie sie stillsteht, wenn man ein Foto macht, sondern so still, dass ich meinen eigenen Herzschlag höre, laut und gleichmäßig, als wolle er mir etwas Wichtiges sagen. Vor mir liegt der Campus der UCLA, ein Geflecht aus Sandstein, Rasenflächen, Eukalypten, Treppen, die in die Luft steigen, als führten sie irgendwohin, wo man bleibt. Studenten ziehen wie Ströme vorbei: eine Stimme, die immer noch lacht, ein Rucksack, der zu groß scheint. Alles ist neu, alles ist möglich. Ich atme tief ein. Die Luft riecht nach Sonne und Zigaretten, nach Kaffee und Kaugummi, nach einer Stadt, die niemals ganz zur Ruhe kommt.

Meine Eltern sagen Dinge, die wie Anker klingen. „Ruf an, wenn du angekommen bist.“ „Pass auf dich auf, Hannah.“ Sie drücken mich länger als nötig; Einschnitte, die versiegeln sollen. Ich lächle, weil ich nicht will, dass ihre Augen nass werden, und in dem Lächeln steckt ein Versprechen: Ich werde es schaffen. Neunzehn, Studentin, Los Angeles – das klingt wie ein Absatz in einem Roman, den ich noch schreiben muss.

Die ersten Tage sind ein Rausch aus Läufen und Listen. Orientierung, Einschreibungen, Gruppenfotos, die nach einem Semester bereits vergilbt sein werden. Ich lagere meine Nervosität in To-Do-Listen und beantworte Fragen,

die mir gestellt werden, mit der Art von Selbstsicherheit, die ich mir selbst noch nicht gebe. In Vorlesungen sitze ich vorne, weil ich Angst habe, mich zu verlieren, wenn ich mich weiter nach hinten setze. Dort, inmitten der Hunderten, höre ich Vorlesungen über Dinge, die ich lernen will, aber nicht sofort verstehe. Die Professoren sprechen mit einer autoritären Gelassenheit; ihre Stimmen sind wie die Möwen über dem Meer – vertraut und doch entfernt.

Zwischen diesen Stunden bildet sich eine andere Routine: Bibliothek nachts. Die Powell Library ist ein Tempel aus Eichenholz und Lampenlicht; in ihr verfangen sich die Geräusche der Stadt wie in einem Netz. Wenn die meisten Studenten verschwinden, bleiben die Nachtschwärmer, die Arbeitssüchtigen. Ich liebe diese Stunden, weil alles reduziert ist: nur Papier, der Schein einer Lampe und das monotone Blättern der Seiten. Hier ist die Welt einfach zu verstehen – oder so tue ich mir vor.

Es ist an einem dieser Abende in der Bibliothek, als ich ihn zum ersten Mal wirklich sehe. Nicht nur als ein Gesicht in der Menge, sondern als etwas, das am Rand meiner Wahrnehmung haftet, so wie man ein Stück Stoff bemerkt, das an der Ecke eines Tisches hängt.

Er sitzt ein paar Tische weiter, in Schwarz, mit einem Notizbuch vor sich, das so abgegriffen ist, dass die Kanten weicher sind als das Papier. Er wirkt nicht, als wolle er auffallen. Seine Haltung ist auf eine merkwürdige Art wachsam, als ob er jederzeit bereit wäre, aufzustehen oder zu verschwinden. Als er den Blick hebt, treffen sich unsere Augen. Es ist kein freundlicher Blick, kein neugieriger; eher wie das flüchtige Innehalten eines Vogels, bevor er wieder in die Richtung seiner Reise gleitet.

Ich zwingen mich, nicht zu starren. Trotzdem finde ich heraus, dass ich ihn öfter sehe - am Rande eines Vorlesungsraums, neben einem Automaten mit kalter Cola, im Halbschatten eines Ganges. Nie genug Nähe, nie genug Worte. Er spricht nicht; er beobachtet. Und doch ist da etwas an ihm, das mich nicht loslässt. Später, als ich meine Nachrichten checke und mir die Liste der Namen durchlese, die ich kennen will, fällt seiner nicht auf: Dawson. Ein Name, so schlicht wie sein Auftreten.

Die Träume beginnen wie kleine Kratzer im Glas meines Alltags - zunächst kaum spürbar. Ich nehme sie nicht ernst. Eine neue Stadt, neue Eindrücke, so erklärt mein Verstand schnell Bilder, die keinen Platz in einer vernünftigen Welt haben. Beim ersten Mal stehe ich auf einem Hügel, und Nebel rollt an meinen Knöcheln vorbei wie kaltes Wasser. Über mir ist ein Himmel so tief, dass er meine Gedanken zu ertränken droht; er ist erfüllt von einem einzigen großen, kalten Licht, das nicht die Sonne ist, eher wie ein Stern, der nicht leuchtet, sondern beobachtet. Es ist schön und beängstigend zugleich. Ich wache auf, mein Herz fliegt, und ich lache, weil mein Mund glaubt, er müsse das tun.

Die Träume kehren zurück.

Am Anfang sind sie Bruchstücke: der Hügel, die Nebelreihe, die Kälte des Lichts. Dann kommen Stimmen, wie abgeschnittene Melodien, Worte ohne Syntax. Einmal glaube ich, meinen eigenen Namen zu hören; einmal denke ich, dass jemand neben mir steht, so nah, dass sein Atem meine Schulter berührt. Das Aufwachen ist ein Rutschen zurück in eine Welt, die sich plötzlich leichter anfühlt, weil die andere Welt unsichtbar zurückbleibt.

Ich erzähle niemandem davon. Es ist peinlich, erzählen zu müssen, dass man wiederkehrende Träume hat, die nicht

nur Träume zu sein scheinen. Außerdem glaube ich nicht, dass die Leute es ernst nehmen würden. „Du bist müde“, würden sie sagen. Oder: „Stressreaktion.“ Vielleicht hätten sie recht. Vielleicht will ich die Erklärung hören, weil sie mich beruhigt.

Dennoch klebt etwas an den Träumen wie Tau an einem Grashalm: Vertrautheit. Nicht das flache Vertraute, das man über neue Orte sagt, sondern etwas Tiefes, wie das Wissen um eine Melodie, die man im Schlaf summt, weil man sie einst gehört hat. Wenn ich morgens aus dem Fenster sehe und der Campus im goldenen Licht liegt, habe ich das Gefühl, als säße die Erinnerung schon in mir, wie ein eingestochenes Wort, das man nicht ganz lesen kann.

Dawson bleibt still. Manchmal sitzt er näher, als es der Zufall erlaubt zu glauben. In einem Seminar redet die Referentin über Kommunikationstheorie; ich schreibe mit, aber meine Gedanken sind nicht zuhause. Als ich den Kopf hebe, sitzt er da, ein Schatten an der Seite des Saals, und ich habe für einen Sekundenbruchteil das Gefühl, er kennt meine Träume. Es erscheint mir übertrieben, und doch ist da dieses kleine Ziehen in meiner Brust.

Eines Abends, als Regen die Bibliothek von außen wäscht und die Lampen wie flackernde Sterne wirken, sitze ich mit einer Tasse verbrannten Kaffees auf dem Tisch. Die Seite meines Skripts wird feucht vom Nebel, den die Tür herein schüttet. Jemand setzt sich ohne Worte gegenüber. Ich hebe den Blick - Dawson. Er hat sein Notizbuch aufgeschlagen, zeigt keine Seiten. Er sieht aus, als hätte er die Bibliothek mit einer anderen Aura gesehen, die nur er erkennt.

„Du arbeitest spät“, sage ich, mehr als Feststellung denn als Frage.

„Die Ruhe ist gut zum Denken“, antwortet er leise. Seine Stimme ist tiefer, als ich erwartet habe, und das Wort „denken“ trägt eine Schwere, als ginge es ihm nicht um Vorlesungen, sondern um etwas, das schwerer wiegt.

„Ich nenne es Überleben“, antworte ich und lächle, doch das Lächeln bleibt an der Oberfläche hängen.

Ich erzähle ihm nicht von den Träumen. Ich weiß nicht, ob ich es will. Stattdessen beobachte ich, wie er das Notizbuch schließt. Auf dem Einband ist ein gezeichneter Kreis mit elf Punkten — wie ein Stern, nur anders.

„Kann ich fragen, woher du kommst?“ frage ich, weil es einfacher ist, über Belangloses zu reden.

Er zuckt kaum merklich mit den Schultern. „Nicht weit.“ Es klingt distanziert, wie ein Wort, das nicht aus einer konkreten Stadt stammt. „Und du?“

„San Diego.“ Ich füge hinzu: „Aber das ist Jahre her.“ Ein unnötiges Detail, das meine Stimme weich macht.

„Bist du glücklich hier?“

Seine Frage trifft mich in einer Weise, die eine Instanz entfernt in mir berührt. Glück ist nicht das richtige Wort. Ich denke an meine Eltern, an die Erwartungen, an die Listen. Ich denke an die Träume, die an meiner Seele zehren.

„Manchmal“, sage ich. „Meist ist es eher... kompliziert.“

Er nickt, als bestätige er etwas, das keiner Worte bedarf. „Kompliziert ist ehrlich.“ Seine Augen bleiben einen Moment zu lange an meinem Gesicht haften, als suche er nach einem Zeichen, das ich nicht geben will.

„Dawson“, sage ich. „Warum...?“ Ich stoppe, weil ich nicht weiß, wie ich die Frage beenden soll.

„Warum ich oft hier bin?“, schlägt er vor. „Warum ich beobachte?“

„Ja.“

Er atmet aus. „Vielleicht interessiere ich mich für Dinge, die andere übersehen“, sagt er einfach. „Manche Leute sind empfänglicher für Muster.“

„Muster?“ Ich taste nach einem Anker. „Muster wovon?“

Er lächelt ohne Humor. „Von der Art, wie Orte atmen. Wie sie Erinnerungen halten. Manche Orte sind wie Bücher, die man falsch zuschlägt – man liest sie nicht, und trotzdem bleibt eine Seite offen. Andere Orte rufen.“

Sein Blick bleibt auf mir. „Und manchmal“, fügt er hinzu, „rufen sie dieselbe Person.“

Es ist eine Eigenschaft von Sätzen, die plötzlich entscheidend klingen, obwohl sie es vielleicht nicht sind. Ich muss lachen, um nicht mit der Angst fertigzuwerden, die mir wie eine kalte Hand die Kehle umklammert. „Also bin ich ein Ort?“

„Nicht nur“, sagt er. „Eher ein Echo.“

In dieser Nacht schlafe ich schlecht. Die Bilder kommen dichter. Ich sehe Hügel, die wie Rücken alter Riesen aus dem Nebel spitzen; ein Stern, der wie ein Auge scheint; Schatten, die nicht ganz Schatten sind. Einmal streiche ich im Traum mit der Hand über raues Gestein, und als ich aufwache, ist meine Hand weiß von etwas, das wie Puder

aussieht. Ich reibe sie, aber es ist nur mein eigenes Herz, das in meiner Haut arbeitet.

Am nächsten Tag laufe ich durch den Campus, und die Sonne steht schräg über den Dächern. Ich habe das Gefühl, mich zu verlangsamen, als würde die Welt nebenher laufen und ich selbst bin in eine andere Frequenz geschaltet. Menschen sprechen, Telefone klingeln, aber alles kommt von einer Distanz, wie aus einem Raum mit zu dichten Wänden. Ich beginne, Dinge zu bemerken, die mir vorher egal gewesen wären: die Art, wie das Moos an einer Mauer wächst, die kleine Einkerbung an einer Treppenstufe, die, wenn man genau hinsieht, wie ein Finger aussieht, der nach etwas greift.

In der Mensa biege ich um eine Ecke und sehe ihn wieder – Dawson, in der Schlange, in der Hand eine Brotdose.

Unsere Blicke kreuzen sich, und er kommt näher, um etwas zu sagen. Wir stellen uns nebeneinander an, als wäre das Arrangement vorher beschlossen.

„Ich habe gestern mit dir geredet“, sagt er unvermittelt.

„Ja“, antworte ich, obwohl ich nicht weiß, ob er mir damit einen Vorwurf macht oder eine Beobachtung.

„Ich habe nachgedacht“, sagt er. „Über das, was du sagst. Über die Träume.“

Mein Herz setzt einen Schlag aus. „Du hast...?“ Ich versuche, ruhig zu klingen, bringe es aber nicht übers Herz zu fragen, was er denkt.

„Manchmal sind Träume keine Fehler“, sagt er langsam. „Manchmal sind sie Erinnerungen, die das Hirn nicht ganz bearbeiten kann. Manchmal sind sie Signale.“

„Signale wovon?“ Ich merke, wie die Worte zusammenziehen, als legte man eine Hand um sie.

Er sieht mich an, und jetzt ist sein Blick entschlossen, als hätte er sich entschieden, näher zu treten, etwas auszusprechen, das lange in ihm gelegen hat. „Dass da eine andere Welt ist, die Menschen wie uns erreichen kann. Dass manche Menschen...“ Er macht eine kleine, ungenaue Geste mit der Hand. „...sensibel sind für diese Risse.“

Ich weiß auf einmal nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Die Möglichkeit, dass er mich für verrückt hält, ist plötzlich weniger beängstigend als die Tatsache, dass er möglicherweise Recht haben könnte. „Du scheinst das zu wissen“, sage ich, in der Hoffnung, dass seine Antwort mich trocknet wie ein Fön.

„Ich weiß mehr, als ich sagen darf“, antwortet er. „Manchmal ist es schwer, Dinge auszudrücken, ohne dass sie aussehen wie Geschichten.“

Er geht weg, ohne dass ich ihn zurückhalte. Ich stehe einen Moment länger, halte meinen Löffel in der Hand, spüre die Kälte von Aluminium, die mich an den Rand der Realität zurückholt. Sein Gesicht bleibt vor meinem inneren Auge, als wäre es auf Glas gemalt.

Die Tage vergehen, und die Träume werden nicht seltener. Sie werden lauter. Ich beginne, kleine Muster zu sehen: ein bestimmter Geruch, wenn der Traum kommt - verbranntes Harz; eine Erinnerung, die bruchstückhaft wiederkehrt: ich halte etwas, das wie ein Amulett aussieht, in der Hand; jemand ruft meinen Namen, und die Stimme ist vertraut, als stamme sie aus meinem eigenen Mund. Ich frage mich, ob ich früher ein anderes Leben hatte, oder ob mein

Verstand mir Streiche spielt. Beides fühlt sich gleichermaßen möglich an.

Eines Abends, als ich die Tür zu meinem Wohnheim aufschließe, bleibt mein Blick an den Bewegungen der Bäume hängen. Sie schaukeln nicht, aber ich habe das Gefühl, als würden sie lauschen. Ich schalte das Licht ein, und für einen Moment ist das Zimmer normal: mein Bett, ein Poster, ein aufgeschlagenes Buch. Dann, als würde etwas Gewicht auf der Luft liegen, spüre ich es wieder – das Beobachten. Nicht körperlich, kein Schatten, kein Geräusch. Eher ein Druck, ein Blick, der direkt hinter mir ruht, so nah, dass ich das Gefühl habe, meine Schultern krümmen sich unter ihm.

Ich drehe mich langsam um. Niemand. Nur die Reflexion des Fensters, in dem die Lichter der Stadt als ferne Sterne glimmen. Ich lache, weil Lachen leichter ist als Angst. Aber das Lachen klingt hohl in meinen Ohren. Ich ziehe die Vorhänge zu, als würde Stoff irgendeine Barriere ziehen können.

Ich lege mich hin. Das Licht der Lampe zeichnet ein Rechteck auf die Decke. Ich starre hinein, bis meine Augen schwer werden. Die Träume kommen nicht gleich, aber wenn sie kommen, sind sie wie Fluten, die über die Deichmauer schießen. Dieses Mal ist der Hügel näher; ich kann die Maserung eines Steins sehen, als hätte ich ihn gestern berührt. Und in einem Teil des Traums – so klar, dass mein Hals trocken wird – höre ich eine Stimme, die nicht mein eigenes Denken ist, die mein Namen flüstert mit einer Zärtlichkeit, die mir fremd ist und die mich zugleich tröstet. Ich liege ruhig da und nehme das seltsame Flüstern in mich auf, ohne die Worte zu verstehen.

Als ich erwache, ist der Morgen über den Dächern weich wie Wachspapier. Ich sitze aufrecht, mein Herz rattert. Ich weiß nicht, ob ich träume oder wach bin. Gedanken sind unruhig wie ein Schwarm Insekten. Irgendetwas ist anders als am Tag zuvor, eine Feinheit, die mir das Innere vibrieren lässt. Jemand oder etwas hat meine Anwesenheit bemerkt – nicht abstrakt, nicht als Statistik, sondern persönlich. Und es scheint nicht unbedingt neutral zu sein. Das Gefühl, das sich wie ein Mantel über mich legt, ist weder rein drohend noch rein freundlich; es ist nur aufmerksam.

Ich öffne die Tür, gehe in den Flur, und auf dem Weg zurück zum Campus fühle ich mich beobachtet. Nicht von Menschen, von etwas Anderem, Glatterem, das an der Kante der Wahrnehmung sitzt. An der Bushaltestelle sehe ich Leute, die in ihre Telefone starren, eine Frau, die mit einem Kind spricht, zwei Männer, die laut lachen. All das spielt sich ab, während ich das Gewicht dieser Beobachtung wie ein zusätzliches Kleidungsstück trage.

Am Nachmittag finde ich Dawson in der Bibliothek, auf dem gleichen Platz wie immer. Er hebt kaum den Blick, als ich ankomme, aber als er mich sieht, ist da eine Art Erwarten in seinem Gesicht, als würde er auf ein Signal warten.

„Du siehst müde aus“, sagt er, und diesmal ist es mehr Feststellung als Frage.

„Ich bin es“, antworte ich. Ich setze mich ihm gegenüber.
„Ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden.“

Seine Augen verengen sich. „Nicht nur du“, sagt er. „Es gibt da etwas, das Aufmerksamkeit sucht. Manchmal ist es neugierig, manchmal... hungrig.“

„Hungrig?“, wiederhole ich beinahe lachend, weil das Wort so groß ist, klobig und ungeeignet.

„Hungrig ist vielleicht zu stark“, sagt er. „Sagen wir: aufmerksam und erwartend.“

„Warum ich?“, frage ich und sehe ihn direkt an.

„Weil du dich erinnerst, mehr, als du zugibst“, antwortet er. „Weil du... etwas bist, das diese Welt noch nicht ganz kennt.“

Ich lasse die Frage, die in mir brennt, unausgesprochen: Kennst du dieses Etwas? Bist du Teil davon? Stattdessen sage ich: „Warum sagst du das?“

Er klappt sein Notizbuch auf, zeigt mir eine leere Seite, auf die er mit einem Bleistift einen Kreis zeichnet und darin elf Punkte setzt – exakt dieselbe Zeichnung, die ich an seinem Einband gesehen habe. „Weil ich darauf vorbereitet bin“, sagt er. „Nicht auf alles, aber auf genug.“

Ich sehe die Punkte, und in meinem Innern regt sich etwas wie eine Übereinkunft. Es ist kein klares Wissen, eher ein Ziehen. „Was, wenn ich Angst habe?“, frage ich schließlich.

„Dann sag es mir“, antwortet er. „Angst ist nicht etwas, das man alleine tragen muss.“

Seine Worte sind einfach, aber sie klingen wie ein Versprechen, und ich finde, dass das Versprechen mich ruhiger macht. Ich lächele schwach, und er lächelt zurück, ohne dass es auf seinen Lippen richtig warm wird.

Am Abend gehe ich hinaus in die kühle Luft. Die Palmen zeichnen Muster in den Himmel, und über allem liegt der immer gleiche Geruch von Stadt. Ich bleibe stehen und

drehe mich langsam. Für einen Moment – oder eine Minute oder eine Ewigkeit, ich weiß es nicht mehr – habe ich das Gefühl, dass etwas unmittelbar hinter mir atmet. Nicht körperlich, nicht warm. Ein kalter Hauch, der die Nackenhaare aufrichtet. Ich drehe mich um. Nichts. Nur die Nacht, die Bäume, das diffuse Licht der Straßenlaternen.

Ich laufe die Treppe hinauf, die zum Wohnheim führt, und plötzlich ist das Beobachten so dicht, dass es sich wie eine zweite Haut anfühlt. Ich will schreien, will jemanden wecken, will die Welt verkünden, dass hier etwas ist, das man beachten muss. Aber die Stimme bleibt in mir, klein wie ein Funke, der sich fürchtet, angezündet zu werden.

Als ich die Tür aufschließe und mein Zimmer betrete, schalte ich das Licht an. Die Lampe wirft ihr gedämpftes Rechteck über den Schreibtisch, und auf dem Regal scheint ein Schatten zu zittern, so als hätte er Atem. Ich schnappe nach Luft. „Das ist lächerlich“, murmele ich zu mir selbst und lege die Schlüssel auf den Tisch.

Ich setze mich auf mein Bett und starre die Decke an. Die Träume hatten mir nie einen Namen gegeben, aber plötzlich fühlt sich alles, was ich erlebe, wie eine Vorbereitung an, als würde etwas lauern, das auf meinen nächsten Schritt wartet. Etwas, das mich kennt. Etwas, das mich sucht.

Draußen auf dem Campus verschiebt sich das Leben weiter, wie eh und je. Studenten lachen, Liebespaare teilen Kopfhörer, jemand wirft einen Ball über den Rasen. Und unter dieser normalen Oberfläche läuft etwas, unsichtbar wie ein Fluss unter Eis. Ich weiß in diesem Moment nicht, ob ich mich darauf freuen soll oder ob ich mich fürchte. Ich weiß nur, dass die Träume bleiben, dass Dawson nicht nur

ein stiller Beobachter ist, und dass - so seltsam es klingt - ein Echo in mir antwortet, wenn der Stern im Traum aufleuchtet.

Am Fenster sitzend, den Sternanhänger in Gedanken tastend, lausche ich dem leisen Flüstern, das am Rand meiner Wahrnehmung hängt. Jemand - oder etwas - beobachtet mich. Es ist kein endgültiges Urteil, nicht einmal eine klare Bedrohung. Es ist nur Aufmerksamkeit. Und Aufmerksamkeit hat Gewicht. Ich spüre es wie einen Druck auf der Brust, als würde die Welt mich prüfen, ob ich bereit bin.

Kapitel 2 - Der stille Blick

Der Seminarraum leert sich schneller, als ich gedacht habe. Die letzten Studierenden raufen ihre Notizen zusammen, lachen verlegen über eine Frage des Professors, und die Scheinwerfer der Nachmittagssonne lassen die weißen Tafeln wie kleine, kalte Monde glänzen. Ich schließe meinen Laptop, schleppe meine Notizen zusammen und trete hinaus in den Flur, wo Stimmen wie Wasserströme an mir vorbeifließen. Mein Herz ist noch beim Thema – Erinnerungstheorie, Signale und Rauschen – aber mein Kopf beginnt schon zu wandern. Zu vielen Dingen, die nichts mit den Vorlesungen zu tun haben.

Dawson steht an der Wand, halb im Schatten, die Arme verschränkt. Er trägt wieder das gleiche dunkle T-Shirt, das ich schon häufiger gesehen habe, und diese unaufgeregte Haltung, die ich noch nicht zu deuten weiß.

Als ich ihn bemerke, tut mein Puls für einen Moment so, als hätte er eine eigene Agenda. Ich richte mich auf, zögere – und gehe dann auf ihn zu, weil ich das Gefühl habe, dass diese Begegnung nicht einfach nur zufällig ist.

„Hey“, sage ich, und die Begrüßung fühlt sich plötzlich so gewöhnlich an, wie eine Hand, die eine andere greift.

Er schaut auf, und als sich unsere Blicke kreuzen, ist da dieses vertraute Ziehen, das ich schon so oft verspürt habe. Seine Augen sind dunkel, aber nicht leer; sie haben etwas Gelassenes, das keineswegs gleichgültig ist.

„Hi“, antwortet er knapp.

Seine Stimme ist angenehm leise, so dass ich mich beinahe zwingen muss, näher zu treten, um jedes Wort zu fangen und zu verstehen.

„Der Vortrag war... viel“, bringe ich hervor. Das ist ungenau, aber es ist, was ich fühle: viel Input, viel Gewicht, als würde mein Verstand versuchen, Dinge zu sortieren, die noch nicht ihre Regale gefunden haben.

„Viel ist ein guter Anfang“, sagt er, und ein Hauch von Ironie streift seine Stimme. „Oder ein Problem, je nachdem, auf welcher Seite man steht.“

Wir laufen die Treppe hinunter, er in meinem Tempo, als wäre unser Fußschritt synchronisiert. Für einen Moment läuft alles wie in Zeitlupe – das Quietschen eines Schuhs auf einer Stufe, das Klacken einer Tür, das ferne Piepen eines Fahrrads. Ich bin mir bewusst, wie oft ich ihn bereits gesehen habe. Zu oft, um vollkommen zufällig zu sein.

„Du warst doch auch beim Seminar gestern, oder?“ frage ich, halb neugierig, halb aus Höflichkeit.

Er nickt. „Manchmal gehe ich zu solchen Dingen. Man hört Dinge, die anderswo fehlen.“

„Wie...?“ Ich taste nach einer Brücke, einem Öffner.

Er schmunzelt, kurz, kaum sichtbar. „Wie Legenden.“ Seine Stimme senkt sich. „Alte Geschichten, die Menschen erzählen, wenn sie nicht zur Ruhe kommen.“

„Legenden?“ Ich muss lachen, obwohl ein Teil von mir nicht lachen will. In meiner Welt sind Legenden Texte in Büchern, Aufgaben in Mythologie-Seminaren oder – auf

dem besten Weg - vergessen. „Meinst du die Art von Legenden, die man im Pub hört? Oder die in alten Pergamenten?“

„Beides“, sagt er ruhig. „Und noch anderes. Es gibt Geschichten, die keinen Anfang und kein Ende kennen, weil sie weder erfunden noch erlebt sind. Sie sind eher... vorhanden. Manchmal nennt man sie Sagen; andere nennen sie Erinnerungen von Orten selbst.“

Ich bleibe stehen. „Erinnerungen von Orten?“

„Ja.“ Er sieht mich an, und in seinem Blick ist jetzt etwas, das nicht nur Neugier, sondern auch eine Einladung enthält. „Manche Orte behalten Dinge. Sie sammeln sie wie Staub. Und wenn jemand kommt, der die richtige Resonanz hat, geben sie etwas davon zurück.“

Die Worte klingen poetisch, aber nicht ineffektiv. Es ist, als würde er mit mir eine Art Vokabular teilen, das mir fremd ist und doch seltsam vertraut vorkommt. Mein Gedächtnis schiebt sich an diesen Worten, tastet: Staub, Orte, Resonanz. Mein Herz macht einen kleinen Klick, ein mechanisches Geräusch, als fände ein Puzzleteil seinen Platz.

„Kennt man so etwas nicht aus alten Märchen?“, frage ich. „Feen, Hüter, Häuser, die leben?“

„Märchen sind oft nicht so weit von der Wahrheit entfernt, wie viele denken“, sagt er. „Sie sind nur Menschen-Sprach-Versuche, etwas Unaussprechliches verständlich zu machen.“

Wir stehen neben einem Aushang mit Kursankündigungen; die Sonne fällt in scharfen Kanten und teilt uns in Hälften. An seiner Jacke klebt ein minimaler Staubfilm, wie von

einem alten Buch. Ein kleines Detail, das mein Gehirn sofort abspeichert.

„Und was hat das mit dir zu tun?“ frage ich, bevor ich es zurücknehme, denn die Frage ist ehrlich – und vielleicht zu direkt.

Dawson zuckt nicht. „Ich sammle gern Geschichten“, sagt er. „Nicht um sie zu besitzen, sondern um sie zu verstehen. Warum sind sie da? Was halten sie? Warum singen sie?“

„Singen?“

„Manche Orte singen“, sagt er. „Nicht mit Stimmen, wie wir sie kennen. Sie singen mit dem, was sie halten. Man muss nur genau hinhören.“

Seine Worte sind seltsam konkret; sie haben eine Schwere und ziehen an einem Faden in mir. Ich spüre, wie sich etwas öffnet: ein Bild aus einem meiner Träume, das größer wird, wenn ich nur lange genug hinschaue. Ein Schrank, dunkel. Ein Spiegel, alt, mit einem Rahmen, dessen Muster ich in meinen Händen zu kennen glaube, obwohl mir niemand je davon erzählt hat. Die Erinnerung glimmt in mir auf wie Glut.

„Ich habe so etwas geträumt“, sage ich leise, wie eine Geständnisformel. „Einen Spiegel. In einem Schrank. Dunkel. Nicht... normal.“

Sein Gesicht verändert sich in einer so feinen Abstufung, dass ich zuerst denke, es sei nur Lichtspiel. Dann aber flackert da etwas: Erleichterung? Sorge? Ein Schatten von beidem. Es ist nicht laut, nicht dramatisch – nur ein Flackern, wie wenn man ein altes Radio einstellt und kurz ein anderes Programm aufleuchtet.

„Beschreib ihn“, bittet er.

Ich schließe die Augen. Die Bilder rollen zusammen, als hätte ich sie bisher in mehreren Körben gehalten. „Der Schrank ist alt, aus dunklem Holz. Die Tür ist schwer, als würde sie etwas halten, nicht nur Kleidung. Im Inneren ist es noch dunkler, fast feucht. Und in der Mitte steht ein Spiegel, der... nicht von hier ist. Er reflektiert nicht nur Licht. Er reflektiert Tiefe, als wäre durch ihn eine andere Luft zu sehen, eine andere Dichte.“

Er hört mir zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich ende, bleibt seine Miene ernst, nachdenklich. Er streicht mit dem Daumen über den Rand seines Handys, nicht weil er es benutzen will, sondern als würde diese Bewegung etwas in ihm beruhigen.

„Und du fühlst dich dort...?“ Er formuliert die Frage langsam, wählt die Worte, als wären sie empfindlich.

„Vertraut“, antworte ich offen. „So, als hätte ich dort schon einmal gestanden. Aber ich weiß, dass das unmöglich ist. Ich bin neunzehn. Ich habe mein ganzes Leben in einer Welt verbracht, die sich nicht so anfühlt. Aber...“ Ich ringe nach dem richtigen Wort. „Es ist, als würde meine Seele einen alten Stiefel wiedererkennen. Als würde ein Teil von mir sagen: Du warst schon mal hier.“

Dawson bleibt still. Für einen Moment denke ich, er schweigt, weil er nichts sagen will, was ich bereue. Dann atmet er aus, und es ist ein hörbares Geräusch, als würde er etwas loslassen, das lange in ihm wartete.

„Du erinnerst dich“, sagt er. Es ist eher eine Feststellung als eine Frage.

„Erinnern? Aber ich habe doch keine...“ Ich fange an, unsicher zu werden. „Ich meine, wie?“

„Es gibt Dinge, die man nicht in Lebensjahren messen kann“, erklärt er. „Manche Erinnerungen sind nicht an das Gehirn gebunden, sondern an Resonanzen. An Plätze, an Kristallmuster, an...“ Er fährt die Hand über seine Stirn, als könnte er ein kompliziertes Wort wegwischen. „An Verbindungen. Nicht jeder fühlt sie. Nicht jeder kann sie lesen.“

„Und du kannst?“ Die Frage rutscht heraus, trotz des leisen Widerhalls in meinem Magen.

Er schaut mich an, und für einen winzigen, schneidenden Moment ist seine Zurückhaltung weg. Da ist etwas darunter: eine Art aufrichtige Angst, oder vielleicht ein schlichtes Leid. „Mehr, als mir lieb ist“, antwortet er schließlich. „Manchmal mehr, als ich gestehen darf.“

Wir gehen schweigend weiter, zwei Körper, die die gleiche Richtung haben, und die Kälte eines späten Nachmittags legt sich wie eine dünne Hand auf meinen Nacken. Über uns schrumpfen Fenster zu Augen; unter uns murmelt der Campus weiter seine tägliche Litanei. Ich möchte Fragen stellen, die ich nicht stellen kann. Ich möchte, dass er mir alles erklärt, und zugleich ahne ich, dass manche Dinge nicht wie Worte sind, die man einfach so austauscht.

„Warum erzählst du mir das?“, frage ich, als die Stille zu lang wird.

Er bleibt für einen Moment stehen, dreht sich zu mir und sieht mir direkt in die Augen. „Weil du es fühlst“, sagt er. „Weil du reagierst. Und weil... weil ich glaube, dass du wissen solltest, dass nicht alles, was du für dich hältst, nur für dich ist.“

Seine Antwort ist mehrdeutig, aber sie enthält eine warme Klarheit, die an den Rändern leuchtet. Ich nicke, mehr um ihm zu signalisieren, dass ich sein Vertrauen empfinde, als weil ich alles verstehe.

„Es gibt Legenden von Zwischenwelten“, fährt er fort, als hätten seine Lippen einen Schalter umgelegt, „Orte, die nicht ganz hier und nicht ganz dort sind. Manche nennen sie Schleifen, manche Risse, manche nennen sie bei Namen, die so alt sind, dass die Zunge bricht, wenn man sie ausspricht. Für manche sind sie gefährlich; für andere sind sie Heimat.“

„Naytnal“, flüstere ich, ohne zu wissen, woher das Wort kommt. Es fällt mir ein wie ein Stück, das vorher in der Luft hing und jetzt endlich zu Boden fällt.

Dawson blickt auf, und in seinen Augen sehe ich dieses flache Erschrecken wieder, dann ein Zustand, den ich inzwischen kenne: ein Schatten, halb Erleichterung, halb Sorge.

„Naytnal“, wiederholt er, und das Wort schmeckt in der Luft wie Eisen. „Ein alter Name. Nicht viele sprechen ihn aus. Nicht viele hören ihn mit Ohren, die nicht weinen.“

„Wie weißt du das?“, frage ich, zu direkt vielleicht, aber die Neugier brennt in mir. Mein Magen vergeht sich an dieser brennenden Frage.

„Ich habe gelesen“, sagt er schulterzuckend, als wäre das die leichteste Entschuldigung der Welt. „Nicht nur in Büchern. Texten, Karten, bruchstückhaften Notizen. Manchmal finde ich Hinweise in gerissenen Seiten in Antiquariaten, manchmal in Handschriften, die niemand mehr ordnen will.“

seiner eigenen Erfahrungen hat er auch bald eine Vermutung, was wirklich mit Annika los sein könnte...

DAS FLÜSTERN IM WIND ist ein packendes, mitreißendes Sozialdrama von Autor Elias J. Connor, das die auf Tatsachen beruhende tragische Geschichte der an einer multiplen Persönlichkeitsstörung leidenden Annika erzählt, die verzweifelt nach einem Ausweg aus ihrem Trauma sucht. Authentisch, direkt und wahr.

DIE WEISSE MAUER

Die Bilder, die wir in uns sehen, sind oft die Wahrheit. Und die Bilder, die da draußen um uns herum sind, sind oft die Lügen derer, die uns zerstören wollen. Franks Seele ist zerstört. Von den Eltern verlassen, abgeschoben in Heime und Einrichtungen, spricht er scheinbar nicht, hat keine Kontakte und ist sozial komplett zurückgezogen. Um im Alltag zu überstehen, baut er immer mehr eine Mauer um sich und driftet dabei mehr und mehr in surreale, psychedelische Traumwelten ab. Frank springt durch die Zeit und wird von schlimmen Erinnerungen heimgesucht. Seine einzige Begleiterin seit der Kindheit ist seine Freundin Lillith. Aber ausgerechnet sie scheint sich in dem Moment, als er sie am Meisten braucht, gegen ihn zu stellen...

Elias J. Connor erzählt in diesem Sozialdrama eine von psychedelischer Musik inspirierte, bildgewaltige Geschichte über ein Trauma, das wir vielleicht nicht verstehen können.

VERLORENE SEELE

Die 17-jährige Lilli ist schüchtern, zurückhaltend und reserviert und genießt in der Schule keine große Aufmerksamkeit. Ganz anders als ihre gleichaltrige beste

Freundin. Nicole ist beliebt, selbstbewusst und immer für jeden Spaß zu haben. Als Nicole Lilli überredet, auf eine Fete mitzugehen, auf der Gras konsumiert wird, lernt Lilli den 20-jährigen Dylan kennen. Er ist gutaussehend, stark und gut gebaut. Lilli fällt sofort in seinen Bann. Aber die junge Beziehung scheint unter einem schlechten Stern zu stehen. Ohne, dass Lilli es merkt, fällt sie immer tiefer in einen Sumpf aus Drogen, Alkohol, Erniedrigung und psychischer Gewalt... Der packende Thriller aus der Feder von Elias J. Connor erzählt eine unglaubliche, spannende und beklemmende Geschichte, die auf Tatsachen beruht. Ein Sozialdrama, das nichts für schwache Nerven ist.

JENSEITS DER WIRKLICHKEIT (THE UNDERGROUND WARS 1)

Sie ist ehrgeizig im Job, aber eigentlich eher schüchtern und brav. Als die junge Faith eines Abends am Bahnhof die Gleise überqueren will, so wie sie es jeden Abend nach der Arbeit macht, passiert etwas sehr Eigenartiges: Ein tiefes, endlos erscheinendes Loch tut sich mitten in der Straße vor ihr auf. Anscheinend kann nur sie es sehen. Als sie es umlaufen will, zieht es Faith hinein... und die junge Frau landet plötzlich in einer völlig bizarren, fremden Welt, die unter der Erde im Untergrund existiert. Dort leben neben düsteren Gestalten, unsterblichen Kreaturen und Fabelwesen auch ganz normale Menschen. Diese Wanderer, wie sie genannt werden, stammen ursprünglich aus der Welt, in der Faith lebt. Sie besitzen die Fähigkeit, zwischen dem so genannten Underground und der oberen Welt zu wandern und wollen zwischen beiden Welten eine geheime Co-Existenz bewahren. Ihnen schließt Faith sich an und wird schnell zu deren Anführerin. Jedoch sind ihr die Rebellen, die seit Jahren Krieg gegen die Wanderer führen, bereits auf den Fersen. Erst nach und nach versteht Faith, warum das so ist: Sie ist eine Gejagte, da sie scheinbar

über seltsame Mächte verfügt. Als sie eines Tages in der oberen Welt den ängstlichen Gil während einer Verfolgungsjagd rettet, nimmt sie ihn mit in den Underground. Sie macht ihn zu ihrem Berater und gerät immer mehr in seinen Bann – aber ausgerechnet er hütet ein verheerendes Geheimnis, das nicht nur den Underground zerstören könnte, sondern auch die Welt, aus der Faith kommt...

JENSEITS DER WIRKLICHKEIT - Fantasy und Romance vereint in einer spannenden Story, die fast schon ein Thriller ist. Der Start der brandneuen Urban-Fantasy-Serie THE UNDERGROUND WARS von Elias J. Connor und seiner Co-Autorin Bloody Rose.

DAS VERMÄCHTNIS DES COCOON (THE UNDERGROUND WARS 2)

Faith – Königin der Wanderer, Königin des Underground, eine mit allen Mächten gesegnete Minthesana – leitet die sagenhafte, magische Welt unter unserer Erde seit fast 2 Jahren mit einem fairen, friedvollen Regiment. Das gesamte Volk steht hinter ihr, vor allem ihr Lebensgefährte Gil. Was jedoch nur er weiß, ist, dass Faith seit einiger Zeit von seltsamen Träumen heimgesucht wird, dessen Bedeutung sich nur schwer erahnen lässt. Auch wenn alles danach aussieht, dass es unbegründet ist, bekommt sie immer mehr Angst. Als Gil und sie wieder in ihre obere Welt gehen, wie es fast alle Wanderer täglich tun, scheint sich der Underground zum ersten Mal nach 2 Jahren wieder zu verschließen. Gil geht offenbar verloren, und Faith macht sich mit einer eigenartigen Frau Namens Linnea auf die Suche. Sie landen dabei in einer ganz anderen, völlig fremden Welt, die aus unterirdischen Gängen, Höhlen und Labyrinthen besteht. Dort scheinen sie Gefangene von abartigen Kriegern zu sein, die sich selbst als Elite

bezeichnen und einen perfiden Plan den Underground betreffend verfolgen. Doch als sei das nicht schon genug, verdreht ein Fremder Namens Harry Faith den Kopf und ihr droht, dass sie nicht nur ihre magischen Mächte, sondern auch ihren Freund Gil verliert. Um zu retten, was noch zu retten ist, nimmt Faith die Herausforderung an, und lässt sich auf ein seltsames Spiel auf Leben und Tod mit den Kriegern der Elite ein...

DAS VERMÄCHTNIS DES COCOON ist der zweite Band der Urban-Fantasy-Serie THE UNDERGROUND WARS aus der Feder von Elias J. Connor und Bloody Rose und vereint Romantasy mit spannenden Dark-Fantasy-Elementen.

DIE WÄCHTER DER UNSTERBLICHKEIT (THE UNDERGROUND WARS 3)

Seit nunmehr zwei Jahren suchen Faith und ihre Gefolgen einen Weg zurück in den Underground. Die Suche nach einem Weg aus ihrem Versteck vor der zerstörten Welt scheint jedoch vergebens zu sein - bis eines Tages ein fremder Mann auftaucht, der die Beziehung zwischen Faith und Gil zerstören will. Da der Mann etwas über den Verbleib des Underground wissen könnte, folgen Faith und Gil ihm in die Überreste der Stadt Los Angeles. Dort werden sie von dem Fremden in eine Höhle gelockt. Offenbar werden sie dort als Gefangene gehalten. Jedoch gelingt es Faith, ein Tor zu öffnen, das Faith und Gil nicht nur an einen anderen Ort bringt, sondern auch in eine andere Zeit, lange bevor der Underground seine Pforten zur oberen Welt geöffnet hat und diese damit zerstört wurde...

Das Finale der Fantasy-Trilogie THE UNDERGROUND WARS von Elias J. Connor - düster, dunkel und emotional.